

Maria Funder (Hg.)

Neo-Institutionalismus – Revisited. Bilanz und Weiterentwicklungen aus Sicht der Geschlechterforschung

KARIN LOHR

Der vorliegende von *Maria Funder* herausgegebene Band nimmt eine theoretische Strömung – den soziologischen Neo-Institutionalismus (NI) – in den Blick, die in den letzten Jahren vor allem in der organisationssoziologischen Forschung sehr prominent geworden ist. Die zentrale These des NI ist, dass sich Organisationen an Normen, Erwartungen und Leitbildern ihrer institutionellen Umwelt orientieren, um nicht nur als effizient, sondern auch als legitim zu gelten und damit gesellschaftliche Anerkennung zu erfahren. Dezidiertes Ziel des Handbuchs ist es, „die vorhandenen Schnittstellen zwischen Geschlechterforschung und Neo-Institutionalismus näher auszuloten und Weiterentwicklungen zur Diskussion zu stellen“ (11). Der Band ist inspiriert durch eine Tagung und ein Projekt (gefördert durch die DFG). Die (inklusive Vor- und Nachwort) auf 584 Seiten präsentierten 21 Beiträge des Handbuchs sind allerdings in der vorgegebenen Kürze in keiner Weise angemessen zu würdigen und kritisch zu reflektieren.

Im ersten Teil wird das „Wirkgeflecht“ von Gesellschaft, Organisation und Geschlecht als theoretisches Problem thematisiert. Organisationen werden als Orte der Herstellung oder auch Auflösung von Geschlechterdifferenzen betrachtet und argumentiert, dass deren Einbindung in unterschiedliche institutionelle (und gendered) Felder, in gesellschaftliche Normen- und Wertesysteme sowie in nationalspezifische institutionelle Rahmenbedingungen es ermöglicht zu erklären, warum trotz rhetorischer Modernisierung Geschlechterungleichheit ein zentrales Thema bleibt (*Funder/Walder, Hericks/Wobbe, Knoll*).

Der zweite Teil des Handbuchs setzt sich mit grundlegenden Theoremen des NI auseinander: dem auf Scott zurückgehenden Institutionenbegriff (*Nagel/Schulte/Hiß, Horwarth*), der prominenten These der Entkopplung von „talk“ und „action“ in Organisationen (u.a. *Hericks*) und dem Argument, dass Organisationen nicht nur nach Rationalität, sondern auch nach Legitimität streben (u.a. *Ranfil*). Diese Ansätze werden kritisch hinterfragt und aus geschlechtersoziologischer Perspektive erweitert.

Der dritte Teil greift die unzureichende Thematisierung von handlungsmächtigen und mikropolitisch agierenden Akteur_innen im NI auf. Dafür wird auf klassische mikroinstitutionalistische und neuere Ansätze (insbesondere des „skandinavischen Institutionalismus“ zum „institutional entrepreneur“ und zur „institutional work“) zurückgegriffen. Es wird die Frage aufgeworfen, wie Institutionen in Organisationen überhaupt entstehen und inwiefern sie wandelbar sind (*Rybnikova/Lang, Eberher, Trenkmann, Offenberger/Nentwich, Rastetter*). Konzepte des „practising gender“,

des „doing gender“ und des „doing difference“ werden zum Anlass genommen, Strategien des De-Genderings zu diskutieren (*Eberher, Trenkmann*).

Wandel- und Beharrungstendenzen der vergeschlechtlichten Verfasstheit von Organisationen werden im vierten Teil auch empirisch besprochen. Beispiele hierfür sind u.a. das Auseinanderklaffen von veränderten Männlichkeitsvorstellungen sowie Vereinbarkeitsansprüchen und dem tatsächlichen Verhalten von Vätern (*Liebig/Peitz*) und die Umsetzung von Diversity-Management Konzepten (*Hasse/Mormann*). Die Autor_innen zeigen auf, dass in Organisationen Paradoxien auftreten, Entkoppelungsprozesse stattfinden, politische Gestaltungsspielräume unterschiedlich genutzt werden können, diskursive Abgrenzungsstrategien verfolgt werden (*Amstutz/Wetzzel*) und die De-Thematisierung von Geschlecht vorangetrieben wird, aber dennoch heteronormative Muster und Geschlechterungleichheiten nicht überwunden sind. Zu diesem Schluss kommt auch *Müller* in der Re-Interpretation der Befunde des Bandes, wenn sie festhält, dass die „Legitimationsebene in Bewegung gerät“ (561). Als Fazit bleibt festzuhalten, dass die Beiträge des Handbuchs theoretisch-konzeptionell angelegt sind, aber auch empirische Einblicke in verschiedene Themengebiete, die aktuell in der Geschlechterforschung verhandelt werden (Gleichstellungspolitik, Frauen in Führungspositionen, neue Väter, Vereinbarkeit von Beruf und Familie u.a.) sowie in verschiedene Organisationstypen (ILO, Unternehmen, Hochschulen, Verbände, Feuerwehr u.a.) bieten. Die Beiträge füllen aus geschlechtersoziologischer Perspektive die Lücke zwischen doing gender und konstruktivistischen Ansätzen, die auf Subjekt- und Interaktionsebene argumentieren, und eher strukturellen Ansätzen, die auf die historische Genese von Geschlechterdifferenzen und verfestigte gesellschaftliche Strukturen verweisen. Der Ertrag für die Geschlechterforschung ist, dass die Mechanismen in Organisationen und deren institutionellem Umfeld aufgezeigt werden, die zur Reproduktion von Geschlechterungleichheiten beitragen. Die Überlegungen geben den Blick frei auf das Werden und den Wandel der institutionellen Verfestigung von Geschlechterdifferenzen in Organisation und Gesellschaft. Was den Band besonders macht ist, dass es durchweg gelingt, den NI für die Geschlechterforschung fruchtbar zu machen, Geschlecht als Kategorie in die Konzepte und Analysen des NI einzuschreiben und eine Verschränkung zwischen neo-institutionalistischen Theorien und Gendertheorien zu erreichen. Und mehr noch: Es werden neue theoretische und analytisch-konzeptionelle Ansätze nicht nur für die Geschlechterforschung – besonders was Analysen auf Organisationsebene angeht – sondern auch für die Organisationsforschung entwickelt (z.B. bezüglich der Unschärfen im verwendeten Organisationsbegriff, der defizitären Erklärung der Entstehung von dominanten institutionellen Deutungsmustern und der Vernachlässigung von Akteur_innen). Zudem wird der NI, aber auch die Geschlechterforschung durch andere theoretische Perspektiven inspiriert (z.B. durch Bezugnahme auf die Soziologie der Kritik, die Feld- und Praxistheorie Bourdieus, die Akteur-Netzwerk-Theorie von Latour).

Weiterer Diskussionsbedarf besteht m.E. bezüglich der Verwendung des Institutionenbegriffs (der häufig in den Beiträgen nicht explizit gemacht wird), der Themati-

sierung verschiedener institutioneller Felder und Organisationstypen, der Aufnahme von Intersektionalität und der Überwindung heteronormativer Perspektiven, der weiteren Thematisierung von Macht und Herrschaft und schließlich einer stärkeren kapitalismuskritischen (s. auch Müller) sowie gesellschaftstheoretischen Fundierung.

Maria Funder (Hg.), 2017: Neo-Institutionalismus – Revisited. Bilanz und Weiterentwicklungen aus Sicht der Geschlechterforschung. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, 584 S., ISBN 978-3-8487-2995.

Alexandra Scheele, Stefanie Wöhl (Hg.)

Feminismus und Marxismus

CARINA MAIER

Der Sammelband „Feminismus und Marxismus“ verdeutlicht eine Suche nach emanzipatorischen Potenzialen, mit dem Ziel nach Marx (1844) „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ (MEW 1, 385). Die beiden Herausgeberinnen *Alexandra Scheele* und *Stefanie Wöhl* geben mit dem Buch anlässlich Karl Marxs 200. Geburtstag einen umfassenden und vor allem differenzierten Überblick über die vielfältigen feministisch-marxistischen Debatten, die breite Rezeptionen von Marx sowie diverse feministische Zugänge vereinen.

Den Einstieg bietet ein historischer Abriss der Auseinandersetzungen um eine strukturelle Analyse des Verhältnisses von Patriarchat und Kapitalismus, die spätestens in den 1970er-Jahren einsetzten und bis heute andauern. Im gesamten Buch, insbesondere im ersten Block „Feministische Kapitalismuskritik“ wird aufgegriffen, was im Klappentext bereits mit Heidi Hartmann angekündigt wird: die Thematisierung der „unglücklichen Ehe“ (9) des Marxismus mit dem Feminismus. So widmen sich viele Debatten der Rolle von Geschlechterverhältnissen in marxistischer Theorie. *Frigga Haug* eröffnet mit ihrem Beitrag „Selbstveränderung als gesellschaftliche Praxis“ den Raum für grundlegende Kontroversen: Fragen nach dem politischen Subjekt, nach der Rolle subjektiver Erfahrung sowie des universalen Anspruches. Daran anschließend erweitert *Ingrid Kurz-Scherf* die Grenzen des Marx'schen Denkens, indem sie die „Erneuerung des ‚emanzipatorischen Begehrens‘ in die Perspektive einer feministischen Re-Vision der Kritik der politischen Ökonomie“ (61) übersetzt. Ohne dabei die „Aktualität vom Marx'schen Vermächtnis“ (61) zu mindern, thematisiert sie mit der Problematisierung nostalgischer Projektionen in die Figur Marx ein „fatales Begehren nach emanzipatorischen Gewissheiten“ (60).